

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 1

Artikel: "Ich kämpfte für den Frieden" 9. Der absolute Thrill : "Man" fährt ins Ausland
Autor: György, Ervin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich kämpfte für den Frieden»

Der absolute Thrill: «Man» fährt ins Ausland

Von Ervin György

Es wäre durchaus falsch, anzunehmen, dass für uns offizielle Friedenskämpfer in den sozialistischen Ländern der Friedenskampf keine Momente echter Dramatik und Erregung enthalten habe. Es gab sie im Gegenteil immer wieder. Und zwar jedesmal dann, wenn eine Delegation ins Ausland fahren sollte. Und in potenziertem Masse dann, wenn das Reiseziel im Westen lag.

Wollte man die Auslandsreisen nach ihren Merkmalen einordnen, so könnte man von drei Kategorien sprechen:

- Grössere oder kleinere offizielle Delegationen mit dem Ziel, an irgendwelchen internationalen Friedenskonferenzen oder Kongressen teilzunehmen;
- Freundschaftsbesuche bei westlichen Friedensbewegungen oder ähnlichen Organisationen, mit denen der ungarische Friedensrat korrespondierte oder deren Repräsentanten schon Ungarn besucht hatten;
- Arbeitsitzungen und Erfahrungsaustausch mit den Bruderorganisationen in den sozialistischen Ländern.

Ueber die allerhöchste Genehmigung und ihre ausschliesslich mündliche Form

Wenn eine entsprechende Einladung aus dem Ausland vorlag, hatte der Vorstand zunächst grundsätzlich zu entscheiden, ob ihre Annahme von Nutzen sein könnte. Das war jeweils eine hochpolitische Angelegenheit, und in diesem Stadium äusserte sich jedermann nur mit grösster Vorsicht. Angenommen, einer hätte vorbehaltlos der Einladungsannahme das Wort gesprochen und die Parteizentrale hätte dann als letzte Instanz den Vorschlag abgewiesen, so wäre das für ihn sehr peinlich herausgekommen. Er selbst würde ja die Mangelhaftigkeit seines politischen Urteilsvermögens bewiesen haben. Darum sagte man vorerst «Ja», und erst, wenn die positive Resonanz angesehener Parteimitglieder eindeutig zu spüren war, befreundete man sich auch offen mit der Sache. Nun wurde der Antrag an die Parteizentrale mit aller Sorgfalt zurechtgebildet. Man zählte alle Argumente pro und kontra auf, damit niemand desavouiert war, wenn es doch zur Ablehnung kam oder wenn die erhofften Resultate der Reise ausblieben.

Die Parteizentrale gab ihre Antwort auf die eingereichten Anträge nie schriftlich. Das gehört übrigens zur Grundlage der Arbeitsmethoden sämtlicher KP-Zentralen. Denn die Partei ist unfehlbar, und ihr höchstes Exekutivorgan kann sich nie irren. Schriftliche Dokumente aber könnten gelegentlich einmal Fehlentscheide aufdecken. Also unterlässt man die schriftliche Festlegung.

Irgendwann kommt ein Telefonanruf: der Antrag soundso ist genehmigt oder abgelehnt. Man kann weder die Motive eines Entscheides erfahren (um beispielsweise für spätere Fälle eine Lehre daraus zu ziehen), noch etwas dagegen einwenden, noch auch etwa auf einen längst überfälligen Entschluss drängen. Es ziemt sich einfach nicht, die Partei an eine Sache zu erinnern. Sie weiss schon, was sie tut oder unterlässt. Wer sich doch einmal nach einer Pendezenz erkundigen sollte, wird unwirsch abgewiesen: die Sache

ist eben noch nicht entschieden. Einmal, als Anfänger im Friedenskampf, hatte ich diesen Fehler begangen. Als bald wurde ich auch von meiner Abteilungsleiterin streng zurechtgewiesen: Es stehe mir nicht zu, die Zentrale anzurufen. Falls ich irgendeine Antwort benötige, müsse ich den Dienstweg einhalten. Direkte Kontakte zur Parteizentrale darf nur der zuständige leitende Parteigenosse pflegen.

Diese Methode hat noch einen andern Sinn. Wird irgendwann irgendwer beschuldigt, in seiner Tätigkeit die Richtlinien der Partei missachtet zu haben, kann er das Gegenteil nicht beweisen. Er hat ja keine Dokumente. (Auch mir sollte dieses Schicksal zuteil werden.)

Zurück zu den Auslandsreisen. Ist eine Reise im Prinzip genehmigt, folgt der nächste Schritt: die Teilnehmer sind vorzuschlagen.

Ein Friedensproblem von ungeheurer Komplexität: Wer darf ins Ausland?

Das wiederum ist eine ganz delikate Sache. Ein einfacher Sterblicher jedenfalls wird sich hüten, auch nur einen Namen zu nennen. Erstens hat sein Vorschlag auf die Nominierung ohnehin keinen Einfluss; zweitens sickert es durch, wen er genannt hat, und er hat sofort eine Menge Feinde: alle diejenigen nämlich, die er *nicht* genannt hat.

Die Auswahl darf man getrost den höheren Funktionären überlassen; die haben in ihren langwierigen Beratungen schon Mühe genug damit. Da spielen Sach- und Sprachkenntnisse eine Rolle, wenn auch eine geringe. Um so mehr kommt es darauf an, wer «an der Reihe ist», wer schon eine Delegation verdient hat. Und vor allem muss, das ist der wichtigste Orientierungspunkt, dem Proporzsystem Genüge getan werden. Nehmen wir an, dass es darum geht, eine fünfköpfige Delegation zusammenzustellen. In diesen fünf Personen müssen die Intellektuellen, die Arbeiter und Bauern, die Frauen und die Jugend vertreten sein; ferner der nationale Friedensrat und die Vaterländische Volksfront samt deren Organisationen in der Hauptstadt, in einer Provinzstadt und auf dem Land; ferner die Kommunisten und die Parteilosen, ferner die Gewerkschaften. Da nimmt man denn einen älteren parteilosen Schriftsteller, der im Budapester Volksfrontkomitee ist; dazu eine 20jährige Strickerin, Genossin und Gewerkschaftsmitglied, aus einer Provinzstadt; dazu einen Bauern in den Vierzigern, der in seinem Dorf den nationalen Friedensrat vertritt; Und schon hat man ziemlich freie Hand zur Bestimmung der restlichen zwei Personen.

Einmal fuhr eine Delegation in die DDR. Keiner der drei Mitglieder sprach Deutsch, obwohl es in Ungarn wirklich nicht schwer ist, Leute mit Deutschkenntnissen zu finden. Ich kannte einen

sehr populären und begabten jungen Volksfrontsekretär aus der Provinz, der perfekt Deutsch sprach, und erwähnte ihn meiner Abteilungsleiterin gegenüber.

«Ja», sagte sie. «Der ist tatsächlich sehr tüchtig; deshalb hat man ihn schon oft berücksichtigt. Zu oft. Er würde sich noch etwas einbilden darauf. Und warum sollten sich unsere deutschen Genossen nicht auch einmal Mühe geben und einen guten Dolmetscher besorgen?»

Die Namenliste wird natürlich wiederum von der Parteizentrale genehmigt. Vorher dürfen die Vorgeschlagenen schon gar nicht informiert werden. Ihre Nominierung ist geheime Staatssache. Die Partei kann nämlich diesen oder jenen streichen und einen andern vorschlagen. Das geschah übrigens fast immer. Der Ausgeschiedene würde, wenn er davon wüsste, nur nervös beim Gedanken, was ihn wohl in Ungnade gebracht habe. Oder könnte, falls er einflussreich ist, seine «sozialistischen Verbindungen» mobilisieren. Womit die Geheimhaltung so oder so nur Unliebsamkeiten erspart.

Die Geheimhaltung konnte auch uns vom Friedensrat egal bis recht sein; ausgesprochen ärgerlich aber war es, dass die Partei ihre Stellungnahme zumeist lange hinauszögerte. Häufig erhielten wir erst kurz vor der Abreise Bescheid. Und wenn jetzt noch der eine oder der andere aus irgendeinem Grunde nicht reisen konnte und man in letzter Minute einen Ersatzmann vorschlagen musste, gerieten die Proporzabwägungen durcheinander. So fuhr einmal eine Delegation ohne einen Bauern ins Ausland, und wir, die Ausführenden, wurden wegen mangelhafter Organisation getadelt.

Wer hat Angst vor Klari Tolnay?

Jetzt aber zu einem Beispiel, das alle klassischen Elemente der Komik aufweist:

Im Juli 1965 sollte eine 30köpfige Delegation zum Weltfriedenskongress nach Helsinki fahren. Um hierbei die Gattung der Künstler zu repräsentieren, war die namhafte ungarische Schauspielerin Klari Tolnay vorgesehen.

Knapp zwei Wochen vor der Abreise erhielt ich die genehmigte Liste. Ich teilte Frau Tolnay die ehrenvolle Berufung umgehend telephonisch mit, erhielt aber eine Abfuhr. Abgesehen von bereits festgelegten Terminen für Film- und Fernsehaufnahmen hatte sie für Mitte Juli eine Reise in die Mongolei vor, auf die sie nicht verzichten wollte. Na, dann. Ich meldete meinen Vorgesetzten die Absage und bat um einen Ersatz. Nach zwei bis drei Tagen wurde mir mitgeteilt, Genosse Szirmai, Mitglied des Politbüros, habe mit grosser Empörung von der unbotmässigen Stellungnahme der Künstlerin gehört. Ich solle ihr sagen, sie habe sich geehrt zu fühlen und andere Termine abzusagen.

Nun versuchte ich, Frau Tolnay mit meiner ganzen Diplomatie davon zu überzeugen, dass sie in Helsinki unbedingt den Friedensrat vertreten müsse. Schliesslich sagte sie mir, sie werde es versuchen, obwohl sie nicht glaube, dass die Termine rückgängig zu machen seien. Ich meldete das weiter. Meine Abteilungsleiterin war sehr verärgert, gab aber keine weiteren Anweisungen.

Zwei Tage vor dem Abflug klingelte in meiner Wohnung kurz nach Mitternacht das Telefon. Frau Tolnay liess mich wissen, sie habe ihre

Termine mit Mühe und Not doch noch umstellen können und sei nun zur Abfahrt bereit. Ich war entzückt und bat um sofortige Zustellung von zwei Passphotos.

Am nächsten Morgen war meine Abteilungsleiterin bei irgendeiner Sitzung, so dass ich sie über die erfreuliche Wende nicht orientieren konnte. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, fuhr ich schnell zur Passbehörde und dann zum finnischen Konsulat wegen des Visums. Bis Mittag war das alles geschafft, und nun erst konnte ich Frau S. melden, wie gut sich die Sache erledigt hatte. Ein entsetzter Schrei war die Antwort:

«Wie konnten Sie das nur tun!? Genosse Szirmai hat Frau Tolnay höchstpersönlich von der Liste gestrichen. Meint diese Schauspielerin eigentlich, sie könne auch mit der Partei spielen? Wenn sie nicht sofort bereit war, ihre Termine umzustellen...»

«Mir hat niemand gesagt, dass Frau Tolnay gestrichen wurde.»

«Ist doch jetzt egal. Bestellen Sie jedenfalls Frau Tolnay, dass sie nicht fährt!»

«Das tue ich nicht!»

«Gut. Dann telefoniere eben ich.»

Aber Frau S. hatte nicht den Mut, die populäre Künstlerin anzurufen. Eine Stunde später wurde ich zu Sandor Harmati gerufen, seines Zeichens Volksfrontsekretär, Friedensrat-Vizepräsident und Mitglied des Parteizentralkomitees. Frau S. war schon bei ihm. Nun musste ich ausführlich über den Fall Tolnay berichten.

Harmati, dem, wie vielen offiziell beglaubigten alten Kämpfern, normalerweise jede Zivilcourage abging, versuchte zuerst, mich zu überreden, doch mit Frau Tolnay zu sprechen. Ich lehnte ab. Dann sagte er, Frau S. solle es tun. Aber diese replizierte, dazu sei er, Genosse Harmati, eigentlich besser geeignet, denn er habe mehr Autorität. Natürlich wollte Harmati die Benachrichtigung auch nicht übernehmen.

Tatsächlich begab sich an diesem toten Punkt etwas ganz Aussergewöhnliches. Harmati, der sonst so zuverlässig unentschlossene Harmati, sprach: «Soll doch der die Suppe ausöffeln, der sie gekocht hat!» Und liess dem Wort die Tat folgen, nahm den Hörer in die Hand und rief die Parteizentrale an. Nie hatte ich den alten Mann so kämpferisch gesehen. Er bat nicht, nein, er forderte, die Zentrale solle doch selber die Künstlerin darüber informieren, dass sie nicht reisen könne. Schön, in einer Viertelstunde werde er Bescheid bekommen, hiess es in der Zentrale. Wir warteten gespannt. Nach zehn Minuten klingelte der Apparat. Harmati hob ab, hörte zu, sagte mit zufriedenen Lächeln «danke» und legte auf. Er wandte sich zu uns: «Genosse Szirmai wird Frau Tolnay persönlich den Denkkzettel verpassen. Sie soll lernen, dass sie mit uns nicht so umspringen darf.»

Am nächsten Morgen waren wir alle im Regieungswartesaal des Flughafens versammelt. Genosse Szirmai verabschiedete die Delegation im Namen des Politbüros. Da platzte, mit ihrem bekannten verführerischen Lächeln, Klari Tolnay herein. Mir blieb der Atem stocken. Genosse Szirmai schritt auf sie zu, küsste sie galant auf beide Wangen und sagte:

«Es freut mich ausserordentlich, dass es Ihnen doch gelungen ist, mitzumachen. Eine so wunderbare Frau wie Sie ist im Friedenskampf ja unerlässlich.»

(Fortsetzung folgt)

Solschenizyns «Krebsstation»

Von Michael Csizmas

«Die Literaturgeschichte wird sich für diese Sitzung interessieren», erklärte Alexander Solschenizyn seinen Kollegen, die ihn Anfang November 1969 aus dem Schriftstellerverband von Rjasan ausgestossen haben. Und er fügte prophezeiend hinzu: «Die Stunde wird kommen, da jeder von Ihnen versuchen wird, seine Unterschrift unter der heutigen Resolution wieder wegzukratzen!» Der mutige Kritiker der Gesellschaft und feinfühlig Lyriker hat schon teilweise Recht behalten. Er erhielt die höchste Auszeichnung der internationalen Literatur in Anerkennung seiner «moralischen Qualitäten». Wenn man bejaht, dass die Literatur nicht nur ästhetischen, sondern auch moralischen und sozialen Ziele dienen muss, kann man ruhig behaupten, dass der Nobelpreis für Literatur kaum einem würdigeren Autor als Solschenizyn vergeben werden konnte.

Die sowjetischen Stimmen gegen das Publikationsverbot

Sein Roman «Krebsstation»*, den er als «mein persönlichstes Buch, das gewichtigste meiner Werke» bezeichnete, hat bereits eine bewegte Geschichte. Er war von «Novy Mir» schon in Satz gegeben, als er plötzlich verboten wurde. Etliche namhafte sowjetische Schriftsteller intervenierten im Interesse dieses Buches bei den Zensurbehörden. Insbesondere setzte sich Stalinpreisträger Benjamin Kawerin in einem offenen Brief an den Präsidenten des Schriftstellerverbandes, Konstantin Fedin, für die Veröffentlichung der «Krebsstation» ein. Er rief in seinem Brief zuerst die «sinnlose und tragische» Affäre mit Pasternaks Roman in Erinnerung, die dem Land «grossen Schaden» zufügte. Dabei nannte er Fedin einen der Verantwortlichen für das erschütternde Schicksal des zum Tode gehetzten weltberühmten Literaten: «Deine Beteiligung an dieser Affäre ging so weit, dass du gezwungen warst, so zu tun, als wüsstest du nichts vom Tod des Dichters, der dein Freund war und 23 Jahre lang neben dir wohnte. Vielleicht konnte man von deinem Fenster aus nicht sehen, wie ihm eine tausendköpfige Menge das Geleit gab, wie man ihn auf den Schultern an deinem Hause vorbeitrag?»

Kawerin erinnerte Fedin daran, dass infolge seiner Stellungnahme der bereits gesetzte Roman Solschenizyns verboten wurde, und fragte ihn nach den Gründen, warum er aus der geistigen Deformation der Vergangenheit nicht gelernt habe und warum er noch immer bereit sei, der sowjetischen Literatur neuen Schaden hinzuzufügen.

«Begreifst du wirklich nicht, dass allein die Tatsache der Veröffentlichung der „Krebsstation“ die präzedenzlose Spannung in unserem Literaturleben entladen, das unserer Literatur ungerichtlich entgegengebrachte Misstrauen zerstören und anderen Werken den Weg bahnen würde, die für unser Schrifttum einen neuen Reichtum bedeuten?»

Kawerin sah die Folgen des Verbotes von «Krebsstation» im In- und Ausland klar voraus: «Das bedeutet, dass der Roman in Tausenden von Abschriften verbleiben wird, die von Hand zu Hand wandern und, wie man hört, für grosses Geld verkauft werden. Das bedeutet, dass er im Ausland veröffentlicht werden wird. Wir werden ihn dem Leserpublikum Italiens, Frankreichs, Englands, Westdeutschlands abtreten, das heisst, es wird gerade das eintreten, wo-

gegen sich Solschenizyn selbst mehr als einmal so entschlossen ausgesprochen hat.»

Die «Krebsstation» war in sowjetischen literarischen Kreisen trotz Publikationsverbot weit und breit bekannt, wie Kawerin in seinem Brief sagte: «Wo man sich für Literatur interessiert, gibt es keine einzige Redaktion, kein einziges Haus, in denen es sich nicht herumgesprochen hätte, dass Markow und Woronkow die Veröffentlichung des Romans befürworten...»

Neben Lydia Tschukowskaja, der Tochter des bekannten Dichters Kornej Tschukowski, wandte sich auch der damalige Chefredaktor von «Nowy Mir», Alexander Twardowski, in einem offenen Brief an Fedin: «Sie können sich doch nicht einfach Scholochows Vorschlag anschliessen: Man nehme Solschenizyn die Feder aus der Hand!»

Die Geschichte der «Krebsstation» nahm trotz allen Interventionen ihren unerbittlichen Gang. Sie wurde — wie vorausgesagt — in Tausenden von Abschriften in der Sowjetunion gelesen und

(Fortsetzung auf Seite 10)



* Alexander Solschenizyn: «Krebsstation», Luchterhand Verlag, Neuwied 1968. Bd. 1, 408 Seiten, Bd. 2, 326 Seiten. Fr. 44.60.